

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



Königsträume.

Roman von Karl Busse.
(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

„Ich hatte doch recht, Messieurs! Wenn nicht alles frägt, haben wir in wenigen Minuten die Dragoner hier. Der Teufel weiß, wer sie herführt!“

„Unmöglich!“ rief Napoleon heftig.

„Still, hörst du was, Knyshynski?“

Ein dumpfer Schall. „Das ist Kavallerie, ich kenne den Ton! Das Signal, Herr Graf, ziehen Sie die Deute zurück!“ Der Gaul stieg unter Napoleon Rutkowski in die Höhe. Fast hätte er aufgeschrien: „Und Hanna?“

„Mensch, um's Himmels willen! Das Signal! Es handelt sich um eine Nation, Euer Gnaden!“

Fast befehlend kam es heraus. Napoleon Rutkowski war totenbleich.

„Gut, ich gab Ihnen mein Wort.“

In seinen Augen blitzte der Haß. Gell klangen die Pfiffe. Sie klangen kurz, scharf, schneidend, jeder mußte sie hören.

„Nach dem Walde zurück!“

Die Pferdeköpfe wandten sich. Eine Minute später kam im schärfsten Trab ein Zug Dragoner die Chaussee entlang. Weit voran ritten mit verhängtem Bügel zwei Offiziere.

Als die gelben Pfiffe über allen Lärm hinweg die Angreifer zurückriefen, hatten die Halbtrunkenen die letzte Tür gerade zertrümmert. Nachdem der Baron die Treppe preisgegeben, hatte er sich im ersten Zimmer verschanzt. Er konnte ungefähr ausrechnen, wie lange er sich noch zu halten vermochte. War dieses Zimmer genommen, so war die Nacht in ein zweites Zimmer möglich. Im dritten war Hanna, waren die Weiber. Vor der Tür des dritten Zimmers wollte er, wenn es so beschaffen war, sterben. Aber er wollte sein Leben so teuer verkaufen wie möglich.

Es begann das alte Spiel. Unermüdblich war der Schmied. Sein Arm schien von Stahl zu sein. Stastlos fuhr die Axt gegen die Tür, die in allen Fugen ächzte und stöhnte. Die Eingeschlossenen wiederum rüdten einen der schweren, alttümlichen Schränke davor. Ob er nur eine Minute aushielte, er hielt auf.

Und wieder splitterte das Holz in den Axtschieben, wieder krachten die Schüsse, dazwischen Klüche und Wutgeheul, und wieder mußte der Posten preisgegeben werden. Als der Schmied ins Zimmer stürzte und den Verhassten wieder nicht fand, hätte er fast aufgegeben. Er mußte sich einen Augenblick setzen. Selbst er war jetzt matt. Nur einer schien auch jetzt noch keine Ermüdung zu kennen. Jan Hebba, der verrückte Schulmeister.

Wie ein Walleitänger hüpfte er von einem Bein aufs andere; seine Stimme war heiser geworden, aber stets von neuem krächte er: „Der Seisenschwung geht durch die Welt; hu, wie schneidet der Stahl die Lehren, volle und taube mit-

einander; das rauscht Tag und Nacht, und das fällt und fällt; o, Brüder, die Freiheit ist alt wie die Welt und jung wie diese Stunde, das Jahr des Heils ist gekommen, und die Freiheit geht auf zum drittenmal, blutrot, und Jan Hebba, hört es alle!, war ihr Prophet!“

Die alten Phrasen, die jeder schon von ihm vernommen hatte. Doch er schrie sie empor zu eigenem Ergötzen und schwang einen Säbel, den er irgendwo aufgelesen, einen Säbel, der viel zu groß für ihn war.

„Haha, der Schmied ist müde, müde, wo die Freiheit wartet und die Knechtschaft hinter der Tür steht. O heilige Freiheit, wo sind deine Kämpfer? Nur ich, dein Prophet; Michael Laszowicz jedoch ist schon müde, dort aber steht der, der deinen Sohn zum Krüppel gemacht hat!“

Wie ein aufgezogener Hampelmann hatte er vor dem Riesen gezappelt. Da plötzlich bekam er einen Stoß, daß er an die Wand flog. Mit einem Watschrei war der Schmied aufgesprungen, er brauchte nur an den Krüppel erinnert zu werden. Seine Hand packte den Stiel der Axt. Wild fuhr die Schneide gegen die Tür.

„Die Axt ist stumpf! Den Hammer!“ Es war der große, schwere, der auf die stählerne Schutzplatte des Anbasses so stierend niedergefallen. Er wuchtete jetzt gegen die Tür. Auch die andern Leute rafften sich zu einer letzten Anstrengung auf. Mit aller Wucht warfen sie sich gegen die Tür.

Schon gab sie leise nach, da klangen plötzlich die gressen Pfiffe.

„Zurück! Zurück! Das Signal!“ „Was heißt das?“ tönte es durcheinander. Noch einmal ein schriller Pfiff.

„Das heißt: Die Dragoner! Rettet euch, Brüder!“

„Hinten durch den Park nach dem Walde, vorwärts!“

Ein wirrer Anäuel, stürzten sie durcheinander nach der Treppe.

„Heiglunge! Schuste!“ höhnte der Schmied verzweifelt.

„Der Seisenschwung geht durch die Welt; sie alle fliehen!“ krächte Jan Hebba und tanzte wie besessen.

„Wo ist das Fräulein? Ich darf nicht ohne das Fräulein zurückkommen!“

In fliegender Hast stürzte ein Fournal herein: „Die Preußen!“

Ein Trompetensignal klang wie eine Bestätigung in die hervorgekündeten Worte. Der Fournal war schon wieder verschwunden. Von drinnen hörte man ein Zauchzen. Auch die Angegriffenen wußten nun, daß Rettung nahe sei.

Michael Laszowicz schäumte vor Wut. Wild sah er sich um. Nur drei Mann waren noch bei ihm: Bartel Zychob, der verzweifelt die Hände rang, daß er seinen Auftrag nicht ausführen konnte, einer der drei Helfer, die ihm Napoleon mitgegeben, und Jan Hebba, der verrückte Schulmeister. Da schmetterte der Hammer so furchtbar gegen die Tür, daß sie barst. Mit dumpfem Laut stürzten die vier ins Zimmer. Schüsse krachten, sie trafen nicht.

„Das Fräulein ist nicht hier! Weg!“ schrie der Bursch und packte Bartel Hyhob am Arm.

„Pan Laszkowicz, Ihr seid verloren!“ Der hörte nicht.

„Wsta krew!“ fluchte er; „hab' ich dich endlich!“

Er stand vor Hans Albert von Grafnick. Der Baron hatte den Rebolder weggeworfen. Nur den Krüppel hielt er in der Hand.

Sekundenlang trat Totenstille ein. Die beiden Gegner maßten sich mit den Blicken.

„Das für den Krüppel!“ schrie der Schmied dann auf. Aber ehe er den Hammer noch niedersausen lassen konnte, traf ihn ein Hieb des Stodes. Funken tanzten vor seinen Augen.

„Stüb! Hund!“

Und mit aller Macht schmetterte er den Hammer gegen Hans Albert. Der versuchte, den furchtbaren Schlag mit dem Arm zu parieren.

Wahlos brach er zusammen.

„Quitt!“ jauchzte Michael Laszkowicz. Da packte ihn eine Faust und stieß ihn vorwärts.

„In einer Minute sind die Dragoner da!“ Der Fornal stürzte voran. „Schlagt sie nieder!“ krächte Jan Hebba, und seinen großen Säbel schwingend, hüpfte er die Treppe hinab. Erst da ward sich der Schmied der Gefahr bewußt und flüchtete gleichfalls.

Das alles hatte sich in ein paar Augenblicken abgespielt. Die wenigen Leute, die sich zitternd um den Baron gedrängt, standen noch immer wie erstarrt. Erst als der Riese in Sägen die Treppe hinunter sprang, kam Leben in die Leute.

„Jesus Maria! Haltet ihn, haltet den Mörder!“

Bis zur Treppe rannten sie vor. In diesem Moment stürmten die Dragoner ins Schloß. Voran Ernst August mit verzerrtem Gesicht. Jeder zweite Mann war abgesehen, die Wut des Führers hatte sich den Soldaten mitgeteilt.

Noch war Michael Laszkowicz nicht in Sicherheit. Gleich den andern wollte er seinen Weg durch den Park einschlagen. Da tauchten die Uniformen auf. Mit einem Satz übersprang er die halbe Treppe. Es hätte nichts genutzt.

Aber in diesem Moment stellte sich mit seinen fast possenhafte Bewegungen Jan Hebba den Eindringenden entgegen. Sein Säbel durchschwirrte die Luft.

„Der Senseschwung geht durch die W — —.“ Ein Gurgeln, ein leztes Taumeln. Mit einem furchtbaren Säbelhieb hatte Ernst August dem kleinen Schulmeister den Schädel gespalten. Und über den Fallenden fort stürmten die Dragoner in das halbzerstörte Schloß.

So kurz der Aufenthalt war, den Jan Hebba veranlaßt hatte, er genügte, um den Schmied zu retten. Durch die Pforte, die sein Sohn, Zischu der Krüppel, aufgesprengt, flüchtete er nach dem Walde. Einen Augenblick später sprengten, von Peter Wroblewski geführt, die Dragoner um die Parkmauer, um die Fliehenden vom Walde abzuschneiden. Aber sie sahen nur noch die letzten zwischen den Bäumen verschwinden. Trotz der vorgeschrittenen Dämmerung sahen sie es deutlich. Denn jetzt brannten die Ställe und Wirtschaftsgebäude lichterloh. Der Schein rötete den Himmel und ward weit im Lande bemerkt. Auch über den Wipfeln des Waldes sah man ihn.

14. Kapitel.

Um die kleine Holzfällershütte, die Zischu Laszkowicz gefunden und in Besitz genommen hatte, war es still.

Mit letzter Anstrengung hatte der Krüppel die Baronesse, die kein Zeichen des Lebens von sich gab, auf seinen Armen bis hierher getragen. Als er die Waldhütte erreicht, als er Hanna auf das Mooslager gebettet, das er für seine eigenen kranken Träumersunden geschichtet hatte, brach er neben ihr zusammen. Lange Minuten hörte man nur das Rasseln seiner Brust, das Pfeifen und Keuchen seines Atems. Es dauerte lange, ehe er sich erholte. In der Hütte war es dunkel; das Dämmerlicht, das von draußen kam, konnte den Raum nicht erhellen. Mehr und mehr aber gewöhnten sich seine Augen an die Finsternis. Und leuchtend durch diese Finsternis strahlte das totenbleiche Antlitz der wunderschönen Königstochter. Regungslos, als wär's ein Madonna-Bild, lag es da. Keine Miene zuckte darin.

Zischu Laszkowicz starrte darauf hin. Seine Augen wurden immer größer. Lebensglut und Todeschauer kühlte er durch seinen Körper gehen. Langsam kam er dem totenbleichen Antlitz näher. Seine Lippen wühlten sich heiß;

heißer, als wäre die Glut der drüben loderbenden Flammen hineingeschlagen, strömte sein Blut.

Aber plötzlich lief ein Zittern durch seinen Körper. Seine Augen schlossen sich. Lächelnd, wie im Traume lächelnd, sank sein Haupt zur Schulter. Dann also erfüllte sich, was er durch Jahre geträumt hatte. Die heilige Jungfrau segnete ihn; sein felsenfester Glaube hatte ihn nicht betrogen; bei ihm, in der verlassensten Hütte, war die wunderschöne Königstochter. Er selbst hatte sie hergetragen auf diesen schwachen Armen.

Und wenn er sie jetzt küßte, würden die wilden Nester duften und die Sterne fallen; dann war die ewige Seligkeit wohl nahe.

Wenn er sie jetzt küßte! Eine liebliche Verwirrung kam über ihn. Das bleiche Antlitz schien still zu lächeln. Verwirrt und leise bog er sich ihm noch näher. Und tief neigte er sich und küßte die kühlen Lippen, e i n m a l!

Nicht, wie er geträumt, mit glühendem Munde, in Jubel und Schluchzen, im höchsten seligen Lebensrausch. Nein, in holder Verwirrung, in Furcht und Scheu, wie der Bettler eben die Königstochter, der fromme Peter das Heiligtum küssen mag. Das Höchste und Letzte seiner Seele, sein Traum und seine Sehnsucht, es war alles in dem einen Kusse. Alles, was er vom Leben begehrte, war sein damit, und doch lag in dieser zitternden Berührung der kühlen Lippen etwas Reines und Wunschloses, das hinausging über dieses Leben und jede Wirklichkeit.

Kein Begehren zuckte in ihm auf, sich wieder und wieder über das stille Antlitz zu beugen. Ein ruhiges Leuchten stand auf seinem Gesicht, eine wunschlose Berklärtheit. Jede Umrast schwieg, selbst die Sehnsucht hatte ihre Schwingen gesenkt.

Er trat vor die Tür. Die wilden Nester dufteten nicht, kahle Bäume fröstelten in der Runde. Keine Sterne fielen vom Himmel, er war grau und nur in engem Umkreis gerötet vom Widerschein der Feuersbrunst. Aber der Krüppel entbehrte nichts: Nicht die Nester und nicht die Sterne. In seinem Herzen war die Stille der Ewigkeit, die große Stille der höchsten Erfüllung.

Jetzt ward der Wald lebendig, die Leute, die vor dem Herannahen der Dragoner flüchteten, stürten seinen Frieden mit ihrer friedlosen Hast. Wie gehegt, sich anrufend, stöhnend und ernüchtert, jagten sie vorwärts, manche nur etwa zwanzig Schritte an der Hütte vorüber.

Jetzt klang fern aus dem Walde ein Pfiff, sie liefen ihm nach.

Und wieder Stille. Ob es ewig so bleiben wird? dachte Zischu Laszkowicz.

Da regte es sich in der Hütte, seufzte, dann ein Angstschrei: „Altmächtiger Gott!“ Fast wie Schmerz wollte es einen Augenblick über Zischus Gesicht zucken. Dann trat er in die Hütte zurück.

„Fürchtet Euch nicht!“ sagte er leise. Er hätte jetzt nicht laut sprechen können. Mit entsetzten Augen, halb aufgerichtet, starrte Hanna von Grafnick in das Dunkel hinein.

„Was ist denn das? Wo bin ich denn hier?“ murmelte sie halblaut, als träume sie.

Dann wieder ein Angstschrei. Sie sprang auf.

„Josef Laszkowicz, bist du's?“

Die zitternde Furcht verließ der Stimme einen seltsamen Ton.

„Ich bin's, Herrin!“

„Und was heißt das? Was soll ich hier? Wo bin ich?“

Sie griff sich an den Kopf. „Laß mich hinaus!“ Mit einem Sprunge stand sie vor der Hütte. Ihre Stirn schmerzte. Sie war gegen die niedrige Tür geschlagen.

Auf den ersten Blick sah sie drüben die brennenden Gebäude. Und mit einem qualvollen Aufschrei schlug sie die Hände vors Gesicht. Man hörte lange nichts. Dann kamen von neuem in wilder Jagd ein paar dunkle Gestalten durch den Feuerschein über den Sturzacker, auch sie hielten auf den Wald zu. Es waren Bartel Hyhob und der verwegene Fornal, der bis zuletzt ausgeharrt hatte. In mächtigen Sprüngen folgte ihnen der Schmied.

Man konnte die einzelnen nicht erkennen, denn die Entfernung war nicht gering. Und nur dem weithin leuchtenden Feuerschein und dem strengen Winter, der den Wald gelichtet hatte, war es zu danken, daß sich die Schatten überhaupt bemerken ließen.

„Euer Gnaden,“ sprach Zischu wieder leise, „verbergt Euch, tretet in die Hütte. Wenn Euch jemand sieht! Noch ist

die Gefahr nicht vorüber!“ Er schien sich die Worte vom Munde zu reißen.

Sie sah mit einem Blick auf. Wer gehorsam wie ein Kind fügte sie sich. Fröstelnd kauerte sie sich in dem engen Raume zusammen.

„Jozef Vaskowicz,“ sprach sie dann plötzlich nach langer Pause, „warum hast du mich gerettet? Gerade du? Du bist der einzige, der uns schlafen könnte!“

Der große Friede wich nicht von seinem Gesichte. Aber sie wartete vergebens auf ein Wort.

„Mein Vater wird dich dafür segnen!“

Er lächelte; noch stiller und schöner ward das ruhige Leuchten, das sein Antlitz verklärte: „Ich bin gesegnet!“ sprach er.

Hanna von Grafnid mochte kaum zugehört haben. Eine jähe Unruhe hatte sie ergriffen. „Mein Vater, Herrgott im Himmel, wo ist mein Vater? Was haben sie mit ihm getan?“ Wieder sprang sie auf, trat hinaus, starrte hinüber in die fliegenden Gluten. Der Krüppel sah sie nicht an. Er wollte sie nicht ansehen. Für Zeit und Ewigkeit lebte in seinem Herzen das wunderschöne, regungslose Antlitz in seiner bleichen Lieblichkeit, auf das er sich erschauernd hinabgebogen hatte. Kein irdisch Bild, die Königstochter selbst nicht, sollte ihm das stören.

Da wieherten Rosse. Kommandorufe kamen herüber. Im Lauffschritt drang eine Abteilung Soldaten gegen den Wald vor. Rechts und links Fackeln.

„Ihr seid gerettet, Herrin!“ sagte Jozef Vaskowicz. Rufe kamen näher.

„Das ist Fritz, gelobt sei Gott! Fritz, Fritz — hierher!“ Die Dragoner stützten, lauschten.

„Fritz!“

Ein jaudzender Gegenruf: „Hanna!“ Und allen voran, als gelte es Tod und Leben, stürmte jemand durch die Büsche, daß die gefrorenen Aeste unter den Schritten brachen.

Im nächsten Augenblick hielt Fritz von Versen seine Braut im Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Die Wiedergeburt des deutschen Heims.

Von Dr. Heinrich Wilhelm.

Die Liebe zum Heim, zu seinen „vier Wänden“, die den armen entwurzelten Großstadtmenschen, als einziger Anteil am Mutterboden, an der Heimatshölle geblieben sind, ist ein rein deutsches, im weiteren Sinne ein germanisches Gefühl, für das der Romane, weder der Franzose, noch der Italiener, kaum einen tieferen Sinn, ja, kaum ein richtiges Verständnis hat. Es gibt für diese Behauptung, so gewagt sie auch zuerst erscheinen mag, einen untrüglichen und unwiderleglichen Beweis: denn als in und nach dem Jahre 1848 die Staaten des deutschen Bundes und der österreichischen Monarchie an die Niederschritt von Verfassungen gingen, da fanden und benützten sie als Vorlage für all die schönen Dinge, wie Freiheit der Person, Freiheit der Presse, Freiheit der Lehre an den Universitäten, die „Bürger- und Menschenrechte der großen französischen Revolution“. Nur eines dieser staatsbürgerlichen Grundrechte, das dem Deutschen besonders am Herzen lag, konnte nicht aus dem französischen Verfassungsgesetze, es mußte, ohne Umweg über die Seine, direkt von der Themse bezogen werden: es war das „Hausrecht“, der verfassungsgemäß gewährleistete Schutz des Heimes, für den der Franzose keine Schätzung hatte, den aber der Deutsche seit den stolzen Bürgertagen Hans Sachsens, der Meisterfinger, Albrecht Dürers, der hochgenutten Patrizier in Augsburg, Nürnberg, Frankfurt wohl zu werten wußte. Dennoch war der Deutsche knapp vor Ausbruch des Krieges drauf und dran, unter dem Einfluß französischer Gesellschaftsitten, Pariser Lebensgewohnheiten zwar nicht die Freiheit seines Heimes, wohl aber die Liebe zu ihm zu verlieren. Kurz gesagt: wir hatten Wohnungen mit allem Komfort der Neuzeit, mit Badezimmer, elektrischem Licht, Warmwasserleitung und Staubsaugapparat, Lift und Klopfbalkon ausgestattet, aber ein Heim hatten wir nicht mehr. Seine geselligen Freuden suchte der Großstadtmensch, je nach seiner Einkommenslage, in der Hotelhalle, der Bar, dem Kaffeehaus oder am Bierisch, seine geistigen Ergänzungen im Theater im Vortrags- oder Konzertsaal oder im Kino. Der moderne Mensch ab zu Hause, er schlief zu Hause, er badete sogar zu Hause, aber er lebte auf der Straße — wie der Romane!

Allerdings: wenn man genau sein will, dann läßt sich ein sehr bezeichnender Unterschied zwischen dem deutschen Süden und Oesterreich auf der einen und Berlin und dem deutschen Norden auf der anderen Seite feststellen. Der Unterschied fällt unbedingt zugunsten Berlins (und des Nordens) aus, der zwar als frostig verschrien war, in dem aber der Sinn für häusliche Geselligkeit, für das Heim bedeutend stärker erhalten geblieben ist. Ein sehr feiner Beobachter geselliger Bräude und gesellschaftlichen Lebens wie Alexander von Gleichen-Rufwurm schrieb für den Zeitraum nach

1871 die charakteristischen Worte: „Den jungen Dichter und Gelehrten, die hoffnungsfroh die Mainlinie überschritten, kam die süddeutsche Gemütslichkeit gar nicht gemüthlich vor. Es fehlten ihnen Häuser, die gastfrei waren.“ Der sachliche Grund, warum die Häuslichkeit in Berlin stärker betont war als in München oder gar in Wien, lag darin, daß man verhältnismäßig in Berlin billiger und besser wohnte als in München oder gar in Wien, wo das Zusammensein ganz aus den „vier Wänden“ hauptsächlich ins Kaffeehaus gedrängt worden ist, und die Lebensformen des „Salons“ einer Caroline Pichler, Iduna Laube, Frau von Wertheimstein nur mehr melancholische Großvätererinnerungen waren.

Der Krieg hat das allerdings gründlich anders gemacht und aus tausend und einem Grunde, heiße er Befreiung von der lächerlichen Pflicht übermäßigen Speise- und Trinkauswandes oder wohlthätige Einschränkung des öffentlichen Lurus, oder Mangel an Lurusverfehrsmitteln, die häusliche Geselligkeit zu neuen Ehren gebracht. Ein Gang durch die Straßen an einem Sonntag abend wird es untrüglich zeigen, daß nun viel mehr Fenster als ehedem, zwar nicht „seinhalt“, wohl aber traulich, wohllich beleuchtet sind. Und es nicht das erstemal im Laufe eines Jahrhunderts, daß ein lang währender Krieg mit all seinen Folgen, die das Leben enger, aber inniger gestalten, den Sinn für die Freuden eines stillen und anregenden Beisammenseins im Heim gemehrt hat. Ebenso wie heute, war es vor einem Jahrhundert, nach den Napoleonkriegen, als in Berlin Friedrich Wilhelm III. an der Seite seiner zweiten Gemahlin, der Fürstin von Liegnitz, „das Beispiel eines solid vornehmen Lebens“ gab und in Wien (nach den Ueberfütterungen mit festlichen Senationen auf dem „Kongreß“) zur Zeit Kaiser Franz, des Sparläsers, Wiedermeier Trumpf war, als in Berlin der Salon Pabel Barnhagens die Erlesenen des Geistes, der Kunst und der Politik vereinte und in Wien — wovon die Schilderungen Adalbert Stüfers und Franz Grillparzers zeugen — in den kleinsten Bürgerstuben die schönste und größte Musik gemacht wurde, wovon einer auf Wanderungen durch stille und engste Vorstadtstraßen oft plötzlich überwältigt stehen blieb.

Denn die Pflege des Heims, der häuslichen Geselligkeit und die Vernachlässigung des Zuhauses, die förmliche Wohnungsflucht ist ganz und gar keine Angelegenheit jener „Gesellschaft“, die man „die große“ nennt. Der eine „flieht“ zu seinem Glase Bier oder seiner Schale Kaffee wie der andere zu seiner „Langobar“. In den vormärzlichen, nachpolitischen Wien musizierte die Tochter des Kleinbürgers, des Handwerkers ihren Schubert zuhause wie eine Frau von Barnhagen zuhause ihren Humboldt, Ranke oder Fürst Bialer empfing. Und äppig, wie in den Salons des französischen Hofes, ist es in diesen „guten Stuben“ des Berliner und Wiener Wiedermeier wahrhaftig auch nicht zugegangen. „Die himmelblauen Zimmer“, schreibt Barnhagen von Enke über Napoleons Salon, „waren geräumig und besonders hoch, aber ganz einfach ausgestattet, ohne Kostbarkeit und Glanz.“ Weber von besonders kulinarischen noch sonstigen festlichen, luxuridisen Gemäßen erfahren wir, desto mehr von solchen des Geistes. Les- und Musikabende waren — sozusagen — an der Tagesordnung, im Salon des Mittelstandes ebenso wie in der guten Stube des Handwerkers, nur mit dem einen Unterschied, daß im Salon des Mittelstandes der Autor eben in höchst eigener Person erschien und aus dem ungedruckten Manuskript vorlas oder vorlas, wie noch knapp bis an unsere Tage der junge Wildenbruch im Hause des Museumsdirektors Ofers und seiner kunstfümmigen Frau.

Erst nach dem gigantischen Anwachsen der Großstädte, mit dem Ueberhandnehmen der Vergnügungen, der öffentlichen Kunstdarbietungen, der Reisen im Sommer, Winter, Frühjahr und Herbst, mit der Einengung der Wohnungen und dem albernem Brogentum, das nicht freundlich bewirten zu dürfen, sondern kostspielig „aufzutischen“ zu müssen glaubte, ist die Pflege der Häuslichkeit — oben wie unten beim Kleinbürger wie im Großbürgerhause — geschwunden. Die Hausfrau lud nicht mehr zu sich, sie mietete ein, zweimal in der Saison die Gesellschaftsräume irgend eines Lurus-hotels, die womöglich nach irgend einer verblüffenden Devise „Eine Nacht in Venedig“, „Das Kirchblütenfest“, „Ein Symposion“ umgemodelt wurden, ja, die Miethaltung der unersehbaren Anziehungskraft des Heims, der Dinge, die durch die tägliche Verbindung mit einer bestimmten Person auch ein bestimmtes Gesicht erhalten haben, ging so weit, daß man selbst bei Einladungen ins Haus das Tafelgerät wie den Blumenschmuck, die Sitzgelegenheiten, wie den Tisch und den Servierkellner fix und fertig sich von irgend einem Unternehmen liefern ließ. Wenn man schon nicht im Gasthof den „Wirt“ spielte, so spielte man in seinen eigenen vier Wänden Gasthof! Paris war das Vorbild, und in den Puppenwohnungen, wie sie die Wohnarchitektur in modernen Paris geschaffen hat, wie sie die enormen Boden- und darum ebenso enormen Mietpreise bedingen: da war allerdings für Geselligkeit dabei kein Raum, und man traf sich im „Amorall“, bei der Generalproben der Comédie, im Restaurant, im Ballsaal. Man traf sich „auswärts“ vor allem darum, weil einem der Sinn für das Heim nicht im Blut geboren war wie dem Deutschen.

Den Deutschen braucht nur ein Bischen auf sich gestellt sein zu lassen und er findet sich auch wieder in seinem Heim, wie vor hundert Jahren und heute. In allen Häusern finden nun wieder kleine gesellige Zusammenkünfte statt, die — trotz der Lebensmittelteuerung — der Hausfrau nicht einen Bruchteil von dem kosten, was ein „Diner“, ein „Souper“ oder auch nur ein ein-

einfacher „See bantant“ von ebendem verschlang. Aus den Bars, Hotelhallen und Kabarettis ist das laute, lärmende und luxuriöse Leben polizeilich verdrängt. Der Mangel an Mietwagen dünnt die öffentlichen Schaustellungen des Kleiderprunkes wohlthätig ein. Baherboote und Schützengraben schränken einen sinnlosen Reiseluzus ebenso sinnvoll ein. Der Krieg drängt von allen Seiten das Leben enger, aber auch inniger zusammen, verweist es auf das Heim, und sehr viele, die vor langer Zeit eine wahre Beklemmung vor der Deditheit eines „Abends zuhause“ empfunden haben, gestehen, daß sie nie bekömmlicher und auf edlere Art — behaglicher ihre Abende verbracht haben als jetzt.

Büchertisch.

— Deutsche Wohnkultur. Wie ein Volk wohnt, das gibt den besten Maßstab zur Beurteilung seiner Kulturhöhe, denn die Wohnung ist das erweiterte Kleid des Menschen, ist erwachsen aus seinem tiefsten Sein. Wohnkultur haben heißt Seelenadel besitzen. Nicht oft genug kann darauf hingewiesen werden, daß für die künstlerische Ausgestaltung unserer Wohnräume eine dauernde Anregung unerlässlich ist. Ein ebenso bewährter, wie unterhalten-der Ratgeber auf dem Gebiete der Wohnungskunst ist die von Dozent Alexander Koch-Darmstadt herausgegebene Kunstzeitschrift „Innendekoration“. Gerade das Eröffnungsheft des 28. Jahrgangs zeigt, welche umfassende Arbeit von ihr allein auf dem erziehbigen Boden der Wohnungskunst geleistet worden ist, aber auch noch geleistet werden kann und muß, wenn wir die nun erreichte Kulturhöhe behaupten und weiter ausbauen wollen. Hier liegen unsere Kraft- und Schönheitskräfte, die uns helfen müssen, uns unabhängig vom Ausland zu machen; sie zu heben, zu pflegen und zu verbreiten ist heilige Pflicht jedes Deutschen. Das vorliegende Eröffnungsheft des neuen Jahrgangs zeigt in seiner über Erwartung großen Stättlichkeit und Schönheit, daß der Verlag die Arbeit auf dem wichtigen Gebiet der Innendekoration mit stets gleicher Sorgfalt in einer Weise weiterführt und vollendet, wie es nur in den besten Friedensjahren derwirklich wurde. Um nur ein paar Namen zu nennen; mit Arbeiten sind vertreten: Professor E. v. Seydel-München, Professor Max Länger-Karlsruhe, Architekt Eduard Heßler-Berlin, Architekt Max Veche-Wien, Karl Joh. Mohner-Berlin, Architekt Paul Huldchinsky-München, Architekt Karl Pullich-Stuttgart usw. Der wundervollen Schöpfung von Professor Länger „Das Haus Albert in Wiesbaden“ sind 32, meist ganzseitige Abbildungen, darunter drei Sepiatonbrüche und eine farbige Beilage gewidmet. Aus dem Landhause des Baumeisters Prof. Emanuel von Seidl wird das Schlafzimmer der Gattin des Künstlers, eine reizvolle Schöpfung voll Phantasie und intimster Behaglichkeit, gezeigt. Ein Landhüt am Rhein wurde von der Firma Schneider & Hanau-Frankfurt in vornehm-traditioneller Weise ausgestaltet. Karl Pullich-Stuttgart zeigt beachtenswerte Entwürfe eines Kamins, einer Pforte, eines Kinder- sowie eines Empfangszimmers. Jung-Wien ist mit einer Reihe Schöpfungen seines wohl talentvollsten Vertreters, Dagobert Veche, auf dem Plan. Dagobert Veche ist einer der vielseitigsten und graziöseleganteren in eleganten Wien, voll Laune und prickelnder Einfälle. Und doch hält er sich mit Glück fern von allem Gelüchten, gibt vielmehr seinen Arbeiten eine niedrigen-konstruktive Note, die er dann mit den Spitzlichkeiten seines Geistes überkunktelt. Aus dem übrigen reichen Inhalt sei nur noch erwähnt: Abbildungen großer und kleiner Wohnräume jeder Art, Galerien, Terrassen, Speiser-, Schlaf- und Wohnzimmer, Einzelmöbel, sowie Stickerien und Kunstgewerbe. Im ganzen etwa 100 große meisterliche Abbildungen, sowie zehn Sepiaton- und farbige Beilagen, außerdem viele wertvolle Textbeiträge bedeutender Kunstschritsteller. Der Preis dieses Eröffnungsheftes beträgt nur M. 5.—; das Heft ist durch alle Buchhandlungen, sowie direkt durch die Verlagsanstalt Alexander Koch-Darmstadt zu beziehen.

— Der „Belxied“. Mit dem sechsten erschienenen siebenten Heft eröffnet der „Belxied“, die im Inselverlag erscheinende deutsche Monatschrift für Gegenwart und Geschichte Belgiens, seinen zweiten Halbjahrgang. Mitmeister G. Dehn-Schmidt veröffentlicht eine statistisch dokumentierte Studie, aus der die Ursprung des gegenwärtigen belgischen Wahlrechts für die Plamen hervorgeht. Der sozialdemokratische Reichstagsabgeordnete Dr. L. Duffel zeigt die wallonischen und die flämischen Strömungen im belgischen Sozialismus auf. Regierungsbaumeister Dr. R. Swäth, der Verfasser eines Buches über Brüsseler Stadtbauprobleme, schreibt über die Umgestaltung Alt-Brüssels seit der Leopoldinischen Zeit. Der Benediktiner Dr. R. Mohlberg von Maria-Laach, ein ehemaliger Schüler der Löwener Universität, gibt einen Abriss der Geschichte dieses sehr bedeutsamen katholischen Instituts. Dr. W. Paulsen zeichnet in einem illustrierten Aufsatz ein Profil des Brüsseler Bildhauers Godecharle, einer der wichtigsten, zu Unrecht vergessenen Erscheinungen der belgischen Kunst des 18. und des beginnenden 19. Jahrhunderts. Eine interessante Chronik des belgischen Wirtschaftslebens der letzten Monate beschließt das inhaltsreiche Heft.

— Walter Bloem: Vormarsch. Verlag Grethlein & Co. Leipzig. Kart. 4,50 M., Leinen 6 M. — Ein neuer Bloem, ein

Tagebuch, das eigentlich gar keines ist, denn dazu ist es im leuchtendsten Sinne zu kompakt, zu einheitlich in der Form und zu durchgeführter und ausgemessener in der Art, wie sich Bild an Bild reiht. Mit starker Schilderungskunst erzählt der Verfasser von den Tagen, da es wie ein Erwachen durch den Körper des deutschen Volkes ging, von den Tagen des Vormarsches in Belgien, dem stürmenden Siegesflug, dem Ringen und Kämpfen in Flandernland. In vorderster Linie war es ihm vergönnt alle diese großen Tage miterleben zu dürfen. Wechselvoll, bunt, wiew und spannend bei innigster Verknüpfung mit persönlichen inneren Vorgängen des Dichters, bei seltener Großzügigkeit des Bildes erheben sich diese Kriegserlebnisse weit über den Rahmen eines Kriegstagebuches und werden so allenthalben begeisterte Aufnahme finden.

— Die Jugendwehrlübungen im Wilde. Paul Hen, einer unserer volkstümlichen Künstler, hat soeben alle Hauptzweige des Jugendwehrdienstes mit großer Liebe und erst, nachdem er sich genau in alle Einzelheiten einweihen ließ, in packenden hübschen Bilderpostkarten festgehalten. Trotz vornehmer, mehrfarbiger Ausführung kosten sie nur 6 Pfennig das Stück, die ganze Reihe von 8 Karten also nur 48 Pfennig und 5 Pfennig Porto. (Deutsche Jugendwehrlübungen Nr. 1-8. Verlag des Deutschen Offizierblattes Gerhard Stalling in Oldenburg i. Gr.)

— Hochland. Monatschrift für alle Gebiete des Wissens, der Literatur und Kunst. Herausgegeben von Professor Karl Muth. Jol. Köhler'sche Buchhandlung. Kempten und München. Vierteljährlich M. 4,50. — Inhalt des Januar-Heftes: Politische Sittlichkeit und Realpolitik. Von Hochschulprofessor Dr. Robert Sattisch. — Maximilian sucht den Teufel. Roman von Johannes von Guenther. — Ideen von 1914. Von Hermann Vahr. — Von der Zukunft des deutschen Dramas. Von Johannes Schlaf. — Die Mutter. Gedicht von Heinrich Leich. — Der Wiederaufbau der Provinz Ostpreußen. Von Dr. Aloys Vogelk. — Kleine Bausteine. Belgische Prämonstratenserkarbeiten. Ein Besuch von Johann Georg Herzog zu Sachsen. England und die napoleonische Weltpolitik. Von Professor Dr. Paul Holzhäuser. Noch einmal! Das weibliche Dienstjahr. Von Elisabeth Gnaud-Kühne und Medizinalrat Dr. F. Graßl. — Kritik: Neue Romane. Von Franz Perwig. Ein Döbelroman. Von Geheimrat Univ.-Professor Dr. Simon. — Rundschau: Kriegsbetrachtung. Joseph Lotte. Berliner Theater. Die Weimarer Volksbühne. Stätten christlicher Kunst im südlichen Kriegsgebiet. — Neues vom Büchermarkt. — Unsere Kunstbeilagen.

— Jeremias Gotthelf: Offi, die seltsame Magd, Wie Christen eine Frau gewinnt. Nr. 4 der „Weltliteratur“, München 2, Färbergraben 24. Preis 10 Pf.

Gießener Hausfrauen-Verein.

Kochanweisungen.

Quarkspeise. Quark werden in Sahnwasser abgelöffelt, dann abgetropft. Quark verrührt man mit Zucker, Zitronenschale und Hint. In die mit Butter ausgestrichene Form kommt eine Lage Quark, dann eine dicke Lage Quark, Quark machen den Schluß. Leicht mit Butter überstreichen und mit Zucker bestreuen, 40 bis 45 Minuten in mäßig warmen Ofen baden.

Einfacher Haserlodenpudding. In eine vorgewaschene Puddingform gibt man einen halben Liter Milch, die man aus Trockenmilch bereiten kann, schüttet eine große Tasse Haserloden dazu, eine Prise Salz und kocht den Pudding 2 Stunden. Er wird gekürzt, mit Hint und Zucker bestreut, mit beliebigen Obststücken oder gekochtem Obst gerüst.

Apfelbier. Man kocht 10 Liter Wasser mit 150 Gram, im Bratosen feinst getrockneter (hunkelbraun) Apfelschalen 1 bis 1 1/2 Stunden, läßt die Flüssigkeit 24 Stunden stehen, gießt sie durch ein Haarsieb und mischt sie dann mit 15 Gram aufgelöster Gese und 375 Gram Zucker. Diese Mischung füllt man auf Flaschen, die bis zum Rande voll sein müssen. Die Flaschen werden nun offen einige Tage zum Gähren an einen warmen Platz gestellt (in die Nähe des Herdes). Es entsteht nach 1 bis 2 Tagen kleine Schaumbüschchen auf den Flaschen, die mehrere Male, solange sie sich bilden, entfernt werden müssen. Dann werden die Flaschen, nicht ganz bis oben gefüllt, (zirka drei Zentimeter unter dem Kork), geschlossen. Nach 8 bis 14 Tagen ist das Gebräu trinkbar. (Vorsicht beim Öffnen.)

Zählendiamanträtsel.

	1	2	6		alte Gottheit
	4	2	6	7	Stimmungsausdruck
1	2	4	5	6	weiblicher Vorname.
	1	7	5	6	Stadt in Hannover.
	5	6	6		Fluß in Europa.
	7				

(Auflösung in nächster Nummer.)

Auflösung der Charade in voriger Nummer! Fallstrich.